

Gogol und seine Zeit

JOHANNA von der MÜHLL

Es ist leichter über Gogol als über Dostojewski zu schreiben, aus dem einfachen Grund, weil der Westeuropäer in Dostojewski die Verkörperung der eigenen Erkenntnisse zu entdecken meint und rücksichtslos in des Dichters Leben die eigenen Empfindungen hineinlegt. Es ist Gogols Glück gewesen, daß er, der Jugendgenosse Dostojewskis, bis vor kurzem von der verflachenden Massenintelligenz übersehen worden ist und sich als er selbst erhalten konnte.

Gogol ist ein Sohn der Ukraine, die nach dem Zusammenbruch des Tatarenreiches dem Königtum Polen zugefallen und sich mit den am Rand der Steppe wohnenden Kosaken Rußland angeschlossen hatte. Damit erst wurde Rußland der Großstaat des Ostens. Nikolai Wassilowitsch Gogol wurde in Sorotchinzky im Gouvernement Poltawa geboren. Aus verschiedenen Quellen erfahren wir: Gogols Gesicht ist so seltsam, den anderen Gesichtern unähnlich, gespannt und zugespitzt und zugleich gebrochen und krank. Die lange trockene Nase verlieh diesem Gesicht und den vorsichtig gespannten Augen eine Ähnlichkeit mit einem lauernden Vogel, berichtet ein Zeitgenosse. So blicken von den Dächern der südrussischen Bauernhöfe die auf einem Bein stehenden, aufmerksamen und zugleich verträumten Störche herab. Der Eindruck, den Gogols Gesicht beim oberflächlichen Betrachten macht, ist beinah unheimlich und zugleich komisch und lächerlich. „Du wirst ja selbst, mein Lieber, zu einer komischen Figur“, sagt sein Freund Pogodin. „Ich bin auch ein Komiker“, bestätigt Gogol, „und mein Äußeres ist eine Karikatur.“ Je länger man aber mit ihm zusammen war, um so mehr weicht der komische einem beinahe phantastischen Eindruck. Seine Schulkameraden nannten ihn den geheimnisvollen Zwerg. Sein Freund Aksakow überlegt: „Ich weiß nicht, ob ihn jemand einfach als Mensch geliebt hat. Ich glaube es nicht. Das wäre unmöglich.“ Derselbe Freund sagt später: „Gogol war für meine Begriffe kein Mensch. Daher konnte ich trotz aller Furcht vor Leichen die letzte Nacht ohne jedes peinliche Gefühl bei seiner Bahre wachen.“

Die einen warfen Gogol Heuchelei vor — vielleicht könnte man eher Hinterhältigkeit sagen. Diejenigen, die ihn liebten, fingen oft an, ihn plötzlich zu hassen, ohne selbst zu wissen, warum. Doch die gleichen Menschen, die ihn für einen Schwindler oder Verrückten erklärten, nannten ihn in andern Augenblicken einen Propheten, sogar einen Heiligen und Märtyrer. 1847 schrieb ein Freund: „Ich sehe in ihm das Opfer seines teuflischen Hochmuts.“ Aber fünf Jahre nach seinem Tod sagte er: „Ich halte Gogol für einen Heiligen.“

Selbst in Gogols Sprache gibt es einen inneren Widerspruch. Einerseits hatte er sie grenzenlos in seiner Gewalt. Er war es, der die kristallharten

Verse von Puschkin in neue, endgültige Form gegossen hat. Andererseits war er in seinem äußerst sensiblen Sprachgefühl unsicher. „Ich fürchte gegen die Sprache zu sündigen“, ist seine große Sorge. „Meine Sprache und mein Stil sind so ungenau, daß ich darin hinter manchem schlechtern Schriftsteller zurückstehe. Selbst ein Anfänger und Schuljunge darf über meine Sprache lachen. Wenn ich die Feder ergreife, so bin ich gleich wie gelähmt.“ Von seinen Jugendwerken „Tarras Bulba“ oder den „Altväterlichen Gutsbesitzern“ etwa, sagt Gogol: „Die ausgelassene Lustigkeit, die meinen ersten Werken anhaftet, entsprach einem seelischen Bedürfnis. Mich überfiel oft eine unerklärliche Trauer. Um mich selbst zu zerstreuen, erfand ich nun all das Komische, das ich überhaupt erfinden konnte. Ich erfand komische Personen und Charaktere und brachte sie in komische Situationen, ohne dabei an den Zweck und den Sinn dieses Tuns zu denken. Meine Jugend reizte mich!“

Wenn der heimwehkranke Dichter 1845 schreibt: „Ich kann noch immer nicht diese melancholischen Töne und Melodien unseres Landes ertragen, die durch die unendlichen, grenzenlosen Räume Rußlands klingen“, so hat er als Niederschlag dieser Sehnsucht die Erzählung Wyi, der König der Erdgeister hinterlassen. Er sagt als Einführung: „Der Wyi ist ein ungeheures Geschöpf der Volksphantasie. Die ganze Erzählung ist eine Volkssage. Ich mochte keinerlei Änderungen daran vornehmen und erzähle sie durchweg in derselben einfachen Gestalt wieder, wie ich sie gehört habe.“ Die Ursprünglichkeit der Sage hat Gogol unübertrefflich in seine von mystischem Glanz überstrahlten Dichtung hinübergerettet. Darüber hinaus ist ihm gelungen, mit seinen Schilderungen der herrlichen grünen Ukraine seine Heimat zu schildern.

Es gibt zwei Arten von Einbildungskraft: Erfindung und Verwandlung. Verwandlungsgabe besaß Gogol in staunenswertem Maß. Die Handlung seiner Erzählung ist fast dürftig. Auf die Verwicklungen und Entwicklungen der Charaktere auf der Grundlage eines zeitlich übergenauren Geschehens versteht er sich wie kein zweiter. Da ist er Russe von reinstem Wasser und nur mit dem jungen Tolstoi zu vergleichen, der, ebenfalls an Erfindung arm, im höchsten Maß die Gabe der Verwandlung besitzt. In der deutschen Literatur ist ein ähnlicher Vorgang höchstens bei E. T. A. Hofmann nachzuweisen.

Dieses Spiel der Phantasie im Sinn einer Verzauberung, einer echten Verwandlung auf der Grundlage des Wirklichen und zugleich Erträumten, auf vollkommen realistischem Hintergrund, ist Gogol besonders abgerundet in seiner Novelle „Die Nase“ gelungen. Wie da ein Barbier eines Morgens in seinem Brot seine Nase findet, die noch obendrein die Nase eines Bekannten zu sein scheint, ist so selbstverständlich gesagt, daß man sofort im Bann des bizarren Geschehens steht. Köstlich überlegen, fast sarkastisch ist der Schluß: „Aber das Seltsamste, Unbegreiflichste an der Sache ist, wie es nur Schriftsteller geben kann, die sich solchen Gegenstand wählen. Denn erstens hat das Vaterland nicht den mindesten Nutzen davon, und dann zweitens — aber

auch zweitens springt kein Vorteil dabei heraus. Kurz, ich weiß nicht, was das soll.

Aber dennoch, trotz alledem, obwohl man schließlich dies und jenes und noch ein Drittes zugeben kann und vielleicht sogar . . . wo gibt es denn keine unsinnigen Dinge? — Wie man die Geschichte auch drehen und wenden mag, irgend etwas ist doch daran.“

Dennoch erkennt Gogol bald, daß man mit dem Lachen nicht spaßen kann. „Alles, worüber ich lachte, wurde traurig.“ Einmal hat Gogol das Glück gekannt, als er in Rom in der Villa Wolkonsky beim alten römischen Aquädukt lebte. Seine Freunde erzählen, daß er ganze Tage unbeweglich, mit glühenden Wangen auf einer Arkade zu liegen pflegte und in den blauen Himmel, auf die Campagna schaute. „Italien ist mein“, ruft er. „Noch nie habe ich solche heitere Seligkeit gekostet. O Rom — o Italien! Dieser Himmel. Diese Luft. Ich trinke sie und kann mich nicht satttrinken. Ich sehe und kann mich nicht sattsehen. Noch nie war ich so froh, so glücklich. Rußland, Petersburg, der Schnee, die Schurken, Ministerien, Katheder, Theater: das alles war nur ein Traum. Jetzt bin ich in meiner Heimat erwacht.“ Italien reißt ihn zum Bekenntnis hin: „Als ich Rom zum zweiten Mal sah, hatte ich das Gefühl, es sei meine Heimat, die ich vor Jahren verlassen habe, in der meine Gedanken aber immer wohnten, so oder so: Es ist nicht meine Heimat, sondern das Land, in dem meine Seele vor meiner Geburt gelebt hat.“

Gogols Erinnerungen an seine russische Heimat waren stark belastet. Sein Mangel an Selbstbeherrschung, sein schwankendes Wesen hatten ihn oft in dumme, lächerliche oder erniedrigende Situationen gebracht. Da war vor allem die Geschichte seiner Professur, die er aufgegeben hatte. Er betrachtete die Wissenschaft lediglich als Mittel, um Karriere zu machen. Seinem Freund Maximowitsch, der später wie er Professor wurde, gab Gogol den Rat, jede wissenschaftliche Arbeit fest anzupacken und mit einem Hieb auszuführen. So faßt er leichtsinnig, fast dilettantisch den Entschluß, eine Geschichte des Mittelalters in acht oder, wenn Gott will, neun Bänden „loszulassen“. Turgenieff, der Gogols Vorlesungen besuchte, erzählte, daß sich die Studenten und Gogol gleichermaßen langweilten. Man darf freilich nicht vergessen, daß sich die Universitäten erst nach 1812 zu voller Blüte entwickelten. Noch unter Nikolaus I. konnte sich der Kurator der Universität Moskau, Fürst Golitzin, nicht daran gewöhnen, daß die Vorlesungen ausfielen, wenn der Dozent erkrankte. Er war der Ansicht, in solchem Fall müßte der im Rang am nächsten stehende Professor die Vorlesung weiterführen. Demnach hätte Pater Tarnoff in der Klinik über Frauenkrankheiten und der Gynäkologe gegebenenfalls (um Extreme hinzustellen) über Theologie lesen müssen. Trotzdem haben die Universitäten, vor allem auch das Lyzeum in Zarskoje Sselo bis 1848 viel zum inneren Fortschritt beigetragen. Jeder, der die Schlußprüfungen der Schule bestanden hatte, konnte sich immatrikulieren lassen. Standesunterschiede unter Studenten, wie in England oder Deutschland, waren damals noch unbekannt. Bauernsöhne brauch-

ten lediglich die Erlaubnis der Gemeinde, um zu studieren. Daß es noch dilettantisch zugeht, ist begreiflich. Alexander Herzen sagt sehr richtig: „Wir betrachten Europa heute noch mit unterwürfigem Respekt und einem gewissen Schuldbewußtsein. Wir schämen uns unserer Eigenart und suchen sie zu verbergen; wir haben noch nicht den Spott Peters I., den Hochmut der deutschen Beamten und unserer Erzieher, der Franzosen, vergessen. Die Westeuropäer sprechen von Doppelzüngigkeit und Verschlagenheit. Sie halten unsere Neigung zum äußeren Schein und zur Prahlerei für Lust am Lügen. Dabei ist das ganze nur Anpassung. Wenn wir mit einem Liberalen verkehren, sind wir naiv liberal und spielen uns gegebenenfalls einem Legitimisten gegenüber ganz ohne Hintergedanken, aus dem Wunsch heraus uns anzupassen, als Legitimisten auf.“

Auch in seinen elementarsten Gefühlen war Gogol zwiespältig, ja undurchsichtig. Er liebte seine Mutter, die in dürftigen Verhältnissen lebte. Das hinderte ihn keineswegs, mit ihrem Geld, das er sich unter fadenscheinigen Vorwänden aneignete, nach Italien zu reisen. Andererseits schrieb er in den schwersten Augenblicken seines Lebens an die Mutter und bat sie, für ihn zu beten. Er glaubte an die Macht des mütterlichen Gebetes. Wir sehen in ihm manchmal eine sonderbare Gefühllosigkeit, verbunden mit einer übermäßigen Empfindsamkeit. Er konnte sich mit allen Kräften für seinen Nächsten einsetzen und hat mit größter Selbstaufopferung in Rom seinen jungen Freund Wielgorski bis zum Tod gepflegt.

Gogol war ein kränkliches Kind. Erst nach seinem vierundzwanzigsten Jahr stärkte sich seine Gesundheit. Oberflächliche Beobachter hielten seine Krankheit für Einbildung oder Verstellung. Er selbst sagt: „Ich geriet in einen solchen Zustand, daß ich nicht wußte, was mit mir anfangen. Ich empfand jede Erregung, die jedes Gefühl ins Riesenhafte vergrößerte, daß die menschliche Natur sie kaum zu ertragen vermag, und jedes unangenehme Gefühl in einer Tiefe, die sich in schmerzvolle Trauer umsetzte.“

Gogols Leben gestaltete sich zu einer Flucht vor sich selbst. Er floh oder vielmehr, er suchte den ersten großen Erfolgen zu entrinnen. Er wandert, ein Fremder unter Fremden, von einem Ende Europas zum andern. Wo Gogol auch halt macht, erwacht seine innere Unruhe, und er hört den geheimnisvollen Ruf noch lauter. Das Gefühl des Kalthabens steht mit dieser inneren Verfassung in geheimnisvollem Zusammenhang. „Mein Leben ist seltsam. Ich friere und friere immer mehr. Ich muß herumrennen, um mich zu erwärmen. Kaum habe ich mich etwas erwärmt, so überfällt mich ein neuer Schüttelfrost. Doch das Rennen fällt mir immer schwerer; denn meine Füße beginnen zu schwellen. Die geringste Kälte bedroht mich wie ein Schneesturm. Ich bin ganz ausgetrocknet und unterscheide mich kaum von einem Totengerippe. Mein Gesicht ist wie Grünspan. Meine Hände sind schwarz und eiskalt, so daß ich meine eigene Berührung fürchte.“ Dieser Zustand der Agonie dauerte bei Gogol jahrelang. Bei dieser Gelegenheit dürfen wir nicht die Tatsache übergehen, daß die Kriege und Eroberungen im fernen

Osten, die um eben diese Zeit geführt wurden, eine der entsetzlichsten Plagen seit der Pestwelle auslösten, die Cholera, die sich erst nach Rußland, dann über ganz Europa ausgebreitet und der man vollkommen hilflos gegenüberstand. Sie hat nicht nur die Phantasie eines Gogol mit Bildern des Entsetzens erfüllt. Alexander Herzen schreibt über die erste Cholerawelle 1833: „Die Cholera, dieses Wort, das jetzt in Europa so gut bekannt ist, hat in Rußland einen so vertrauten Klang, daß ein patriotischer Dichter die Cholera die einzige treue Verbündete Nikolaus' I. genannt hat. Damals lernten wir im Norden dieses Wort zum ersten Mal kennen. Alles zitterte vor der furchtbaren Seuche, die sich die Wolga hinauf, langsam gegen Moskau hinbewegte.“ Gogol ist nicht der einzige, der vom Entsetzen gepackt wird. Puschkin, den er über alles geliebt und verehrt hatte, und der vielleicht hätte helfen können, war tot. Aber schon Puschkin nennt den jungen Gogol den großen Melancholiker.

Gogols Leben fiel in die Zeit, als die russische Sprache in ihrer leuchtenden, präzisen Ausdruckskraft auferstand. Die Werke der Russen wurden in alle lebenden Sprachen übersetzt und im Westen bekannt. Sieht man von Krylow ab, dessen Stellung vielleicht am ehesten mit der Gellerts zu vergleichen wäre, so gab es für Gogol nur ein Vorbild: Puschkin, der von 1799 bis 1837 lebte und in der Vollkraft seiner überbordenden Phantasie Gogol seine Freundschaft zugewandt hatte. Seine glänzende, schillernde Einbildungskraft verdankt Puschkin wohl dem Äthiopierblut in seinen Adern. Als Puschkin sich mit Gogol befreundete, stand der junge Dichter schon auf der Höhe seines Schaffens. Die ersten Abschnitte der „Toten Seelen“, die Novelle „Der Mantel“ und das Theaterstück „Der Revisor“ lagen vor und hatten Rußland aufs tiefste bewegt. Er verdankte es einer Anregung von Puschkin, daß er das Thema der „Toten Seelen“ aufgegriffen und zu seinem Lebenswerk gemacht hat. Gogol sagt: „Als ich Puschkin die ersten Kapitel vorlas (er hatte stets gelacht, wenn ich ihm etwas vortrug, denn er lachte gern und von Herzen), wurde er finster und düster, bis sich sein Gesicht zuletzt ganz verdunkelte. Als ich geendet hatte, sagte Puschkin mit tiefem Schmerz in der Stimme: ‚Gott, wie grauenhaft und traurig ist doch das Leben in unserm Rußland.‘“

Puschkin denkt vorwiegend heldisch. Er war für seine Zeitgenossen die Verkörperung der Neidlosigkeit, des Glücks und der Harmonie. Er war der Liebling der großen Dichter seines Landes. Namentlich verehrte ihn Dostojewski. Nun kommt der junge Gogol und hat den Mut, mit aller Monumentalität mit jedem Anflug des Romantizismus zu brechen und eine ganz andere Seite des Lebens zu zeigen. Er macht sich keine Illusionen über die weittragenden Folgen dieses Entschlusses. „Die Gemeinheit und Platttheit des Ganzen flößt dem Leser Schrecken ein. Was ihn mit solchem Grauen erfüllt ist dies, daß bei mir ein Held immer kleinlicher und elender ist als der andere, daß es unter ihnen keinen einzigen Ruhepunkt gibt, an dem der Leser hätte aufatmen können. Daß es einem, wenn man die ‚Toten Seelen‘

gelesen hat, vorkommt, als träte man aus einem dumpfen Kellergewölbe in Gottes freie Natur.“ Puschkin strömten die Einfälle nur so zu. Gogol verbiß sich gewissermaßen in seine Probleme, drehte und wendete seinen Stoff in übergenauer Selbstkritik, die in Gewissensqual enden mußte.

Das Volk sah bis 1917 noch anderes, Wesentliches hinter seiner kühnen Dichtung: die Verkörperung — oder sollen wir sagen — die Anprangerung der Wahrheit. Jeder kannte die Bestechungsregeln, die Gogol geißelt hatte. Jeder Typus in den „Toten Seelen“ war die Verkörperung einer Persönlichkeit, die einem irgendwo über den Weg gelaufen war. Die Zustände und Charaktere waren so absolut wahrheitsgetreu geschildert, daß sich die Leser kaum vor Lachen zu fassen wußten. Denn so ist der Mensch; keiner fühlte sich selbst betroffen, sondern sah nur den lieben Nächsten in der Karikatur. Mit dem Schauspiel „Der Revisor“ wurde Gogol mit einem Schlag berühmt. Die Gerüchte, auf denen die Handlung beruht, dringen aus den oberen Kreisen in die untere Schicht der Bevölkerung. Chlestakoff, der Revisor, ist nur Generalissimus, Tschitschikoff aber, der Held der „Toten Seelen“, wird Napoleon und selbst der Antichrist. In den „Toten Seelen“ wie im „Revisor“ wie überall in Rußland wird eine phantastische Geschichte, die einer dem andern zuträgt, zur Ursache von durchaus legalen Geschehnissen.

Gogol sagt: „Aber das ist doch unmöglich, das ist ganz undenkbar. Das kann doch nicht sein, daß die Beamten sich gegenseitig in Furcht und Schrecken jagen, eine solche Verwirrung anrichten und sich so von der Wahrheit entfernen konnten, wo doch jedes Kind einsehen mußte, um was es sich hier handelte, wird mancher Leser dem Autor vorwerfen. Der Leser kann nicht ermessen, wie so eine ungeheure Klatschgeschichte, wie die um Chlestakoff oder Tschitschikoff, gerade durch alle Nachforschungen der Beamten, geschürt wird. Es wurde ihnen nur eines klar, daß sie wirklich nicht wußten, wer die beiden Fremden, Chlestakoff oder Tschitschikoff waren: ob Menschen, die man als politisch unzuverlässig verhaften müsse, oder ob die beiden mit der Macht ausgestattet waren, die Beamten auf ihre Zuverlässigkeit zu prüfen und einen Rapport über sie an höchster Stelle zu machen, von dem das Schicksal des einzelnen abhing.“

Es sei an den starken Eindruck erinnert, den der „Revisor“ 1958 auf den Dichter Reinhold Schneider machte, als er das Stück kurz vor seinem Tod im Wiener Volkstheater sah. Er schreibt: „Es ist zunächst erstaunlich, daß Nikolai I. die Aufführung durchsetzte, zeugt aber für höhere Einsicht. Denn diese vernichtende Satire auf den Beamtenstand führt die Sache des Zaren, erhebt sie ins Metaphysische. Nie war Kritik in gleichem Grade unbarmherzig und loyal. Man sollte denken, daß dieses geniale Stück das zaristische Rußland hätte retten müssen. Es ist natürlich dem „Tartüffe“ an Gehalt, vor allem in der Anlage, verwandt. Aber Molière stellt doch den Menschen wieder her, greift sein wahres Bild gar nicht an, sowenig wie Shakespeare in ‚Maß für Maß‘. Auch hier werden alle schuldig, aber Menschlichkeit

überstrahlt die Schuld. Für Gogol sind alle schlecht. Darum können alle betrogen werden, ohne daß das Rechtsgefühl verletzt wird.“

Wenn diese Bemerkung von Reinhold Schneider aus seinem „Winter in Wien“ herausgegriffen wird, soll damit gezeigt werden, wie über die Zeiten hinaus das Rätsel „Gogol“ ungelöst geblieben ist.

„Der ‚Revisor‘ ist aufgeführt worden — und mir ist seltsam traurig zu Mute“, klagt der Dichter. „Ich bin körperlich und seelisch ermattet. Es weiß und hört ja auch wahrhaftig niemand um meinen Kummer. Mögen sie alle in Gottes Namen tun, was sie wollen. Mein Stück ist mir zuwider geworden.“ Und nach der Aufführung: „Nur meine bevorstehende Reise, das Meer und ferne Himmelsstriche, können mich wieder beleben.“ Auch bei dem Herauskommen der „Toten Seelen“ spürt Gogol keinerlei Genugtuung — im Gegenteil bekennt er, daß er Widerwillen fühle. Seine beispiellosen Erfolge sind für ihn innere Niederlagen. Was er in heiliger Überzeugung anprangern will, wird vom Publikum jubelnd aufgenommen, schallend belacht. Ja, das ersehnte Ziel war erreicht: der Kaiser und sein Hof sahen sich den „Revisor“ an. Aber auch der boshafte, witzige Nikolaus I. sah in dem Stück eine köstliche Farce. Er hatte keinerlei Illusionen über seine Kamarilla. Darin waren sich Kaiser und Dichter einig. Nur daß Gogol an die Macht des Zaren glaubte, während der Kaiser wußte, daß er vor dem Tschin, der Beamtenschaft, machtlos war und blieb.

Trotz aller Geißelung war der Einfall des Helden der „Toten Seelen“, eben verstorbene Leibeigene aufzukaufen, eine geniale Schurkerei, kein Verbrechen. Wenn Tschitschikoff Seelen gemordet hätte, wäre er ein Verbrecher. Aber er ist nur ein armseliger Schuft, der eben tote Seelen kauft, um sich Ansehen zu verschaffen. In Rußland fragte man nicht: wie groß ist ihr Besitz, sondern, wieviele Seelen haben sie? Das Land war wohlfeil. Kostbar waren die Leibeigenen. Alle zehn Jahre wurden die Listen der Seelen auf jedem Gut von der Regierung revidiert. Der Gutsbesitzer mußte auch für die in diesem Zeitraum Verstorbenen Steuern zahlen. Wenn Tschitschikoff diese toten Seelen kauft, Steuern für sie zahlt, kann er sein Selbstbewußtsein, die Chancen seines Lebens erhöhen, wenn er sagen kann: ich habe so und so viel hundert Seelen. Er wird dadurch aus einem Niemand ein Jemand. Wie er diesen merkwürdigen Handel mit den Gutsbesitzern anläßt, wie die verschiedenen Typen darauf eingehen, ist bis zum Unheimlichen komisch, bis zum Lächerlichen abscheulich. Nur ein Slawe erreicht ausnahmsweise diese fast perverse Wirklichkeit der Verzauberung.

Betrachten wir einen Augenblick die Situation Rußlands um 1849. Der Tschin, die gewaltige Macht der Beamtenschaft, befolgt die These: eine neue Provinz läßt sich weder kritisieren noch wegemonstrieren. Sie ist eine greifbare Tatsache, von zweifellosem Vorteil für den Staat. Der russische Staatsmann muß der Maxime folgen: Eroberungen, wenn sie gelingen, sind immer gut. Eingriffe in das innere Leben sind unabsehbar, zweischneidig, daher

lieber zu unterlassen oder aufzuschieben. Das Buch, aus dem der künftige Staatsmann in jungen Jahren die Geschichte seines Landes kennenlernte, war nach den Regierungen der Kaiser geordnet. Am Schluß jeder Regierung stand eine kurze Zusammenfassung der Resultate. So finden wir bei Alexander I.: Er eroberte Finnland, Bessarabien, Polen. So viel 100 000 Quadratwerst, so viel Millionen Menschen. Das prägt sich ein. Sodann Nikolaus I. Am Schluß steht: er erwarb Baku und Eriwan, das Amurland und das Land der sieben Flüsse. Bei jedem Kaiser findet sich noch die Bemerkung über die inneren Zustände. Es wird gesagt, daß der Kaiser gewisse Verwaltungszweige reformierte und Mißbräuche abschaffte. Das klingt unbestimmt, nebelhaft. Mit Befremden liest man beim folgenden und nachfolgenden Herrscher, daß er dieselben Verwaltungszweige nochmals reformieren (heute würde man sagen „säubern“) mußte und dieselben Mißbräuche abschaffte. Das erinnert an Danaidenarbeit.

1801 hatte die Reihe der modernen Kaiser begonnen. Welchen Anteil hat unter ihrer Regierung das deutsche Element genommen? Die Deutschen waren unter Peter I. in großer Zahl ins Land gerufen worden. Sie hatten den Vorsprung der höheren Kultur und der größeren Zuverlässigkeit. Sie bildeten einen erheblichen, einflußreichen Teil der russischen Beamtschaft. Der Höhepunkt des deutschen Einflusses, der von da an bekämpft wurde, liegt in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Dazu kamen die blühenden Kolonien im Süden Rußlands, die, von Katharina II. gegründet, den Russen nicht zur Nacheiferung anspornten, sondern nur Neid, wenn nicht Haß erregten. Niemand machte den Deutschen Konkurrenz. Franzosen, Engländer sind oft bedeutende, aber immer vorübergehende Einzelercheinungen. Die Juden, die durch drei Teilungen Polens an Rußland gefallen waren, wurden als Fremdvolk behandelt und durften die Demarkationslinie nach dem Osten nicht überschreiten. Diese reichte von Riga, Dünaburg über Kiew bis nach Odessa. Somit hat Gogol Rußland noch ohne das jüdische und polnische Element gekannt. Die einzigen Fremden waren die Deutschen, und daher finden sie bei Gogol heftige Ablehnung. Hier zum ersten Mal stoßen wir auf den Panslawismus, den Dostojewski später auf alle Fremdvölker ausdehnt und der den Beigeschmack der Rassenfrage in sich birgt.

Gogol hat den Ausbruch des Krimkrieges nicht mehr erlebt. Aber er wurde ein Opfer der Propaganda zu diesem Feldzug. Von oben herab wurde der Panslawismus gepredigt. Die russische Intelligenz war für diesen fanatischen Ausbruch des Nationalismus Feuer und Flamme. Nur Gogol lehnte den Begriff vollkommen ab. Er war ja der erste, der die korrupten Machenschaften des Tschin scharf angegriffen hatte, und Tschin und Panslawismus verschmolzen in diesen Jahren zu einer Einheit, die das bisher bedeutungslose, unterdrückte Volk als geschlossene Masse zugunsten eines Krieges anrief, von dem es noch keine Ahnung hatte. Gogol hat unter dieser notgedrungenen Vereinsamung maßlos gelitten; denn durch sein Abseitsstehen war er bei allen Enthusiasten verfeimt.

Wir haben angedeutet, daß Gogol an die Macht des Gebetes glaubte. Nun kam die Zeit, wo er alles daransetzte, nach Jerusalem zu wallfahren. Seine innere Bescheidenheit und Demut kommen bei dieser Gelegenheit zum Ausdruck. „Ich muß gestehen, daß ich mich oft frage, warum es mich nach Jerusalem zieht. Früher war ich wenigstens im Irrtum: ich hielt mich für besser, als ich in Wirklichkeit bin ... Ich dachte, daß mein Gebet bei Gott etwas gelten wird. Jetzt frage ich mich: wird meine Wallfahrt nicht eine Beschimpfung des Heiligtums bedeuten?“ Auf dem Heimweg aus Odessa schrieb er: „Ich habe die Dürre meines Herzens und meine Selbstliebe noch deutlicher erkannt. Das ist das ganze Ergebnis meiner Reise. Es gab allerdings einen Augenblick ... Wie konnte ich mich einem Augenblick hingeben, nachdem ich schon einmal erfahren habe, daß das Böse immer und überall auf uns lauert. Ich wurde der Gnade teilhaftig, am heiligen Grab eine ganze Nacht zu verbringen und das heilige Abendmahl aus einem Kelch zu empfangen, der auf der Grabplatte stand. Und selbst in diesem Augenblick, als in mir alles Irdische verbrennen, und nur das Himmlische zurückbleiben sollte, habe ich mich nicht gebessert ...

Ich habe das Land wie im Traum gesehen ... In Nazareth wurde ich vom Regen überrascht und mußte dort zwei Tage bleiben. Es war wie das Warten auf einer kleinen russischen Station, und ich hatte so gar nicht das Gefühl, daß ich in Nazareth war.“ In dieser tiefen Enttäuschung, in dem Ringen um den reinen Glauben, spricht aus Gogol der Russe aus dem Volk, dem die Religion das verklärende Wunder seiner armseligen Existenz gewesen ist, mit dem sanften Licht zahlloser Kerzen vor den nachtdunklen Ikonen in schimmernden Rahmen, mit dem unsichtbaren Gesang und der Stimme des Priesters mit dem immerwiederkehrenden, beschwörenden Ruf: Herr, erhöre uns.

Bis acht Wochen vor seinem Tod, bis in den Dezember 1851 liebte Gogol trotz allem äußern Verzicht das Leben und die Erde. Noch schrieb und arbeitete er unter großen Schmerzen am zweiten Band seiner „Toten Seelen“. Aber daneben hatte er einen harten Kampf auszufechten, in dem er schließlich unterlegen ist. Der Erzpriester Matthäus gewann einen für spätere Generationen unbegreiflichen Einfluß, nicht nur auf Gogol, sondern auch auf Tolstoi, bei dem Gogol die letzten Tage verbrachte. Es wird kaum in der Literatur erwähnt, daß dieser Priester, der uns als grober Fanatiker geschildert wird, stets ein Zimmer beim Grafen Tolstoi zur Verfügung hatte und daß dieser, seitdem er unter dem Einfluß des Priesters stand, seine Gesinnung vollständig änderte. Im allgemein toleranten Westen vergißt man, daß ein fanatischer orthodoxer Mönch jederzeit aller Weltlichkeit feindlich gesinnt sein kann. Während der schweren Gewissenskämpfe schrieb Gogol seinem Freund Tolstoi: „Sie sind sehr einseitig und sind es erst seit kurzem geworden. Alles, was es nur in der Welt gibt, halten Sie für ein Ärgernis und ein Hindernis auf dem Wege zur Erlösung. Sie sind strenger als jeder

Mönch...“ Von Gogol, der keinen Kompromiß schließen konnte, verlangte der Priester Matthäus die restlose Vernichtung seiner Werke und strenges Klosterleben. In grenzenloser Unterwürfigkeit und Demut verteidigt Gogol in unbesiegbarer Hartnäckigkeit sein Recht auf sein Lebenswerk. Dann begann er auf Ostern zu fasten. Neun Tage vor seinem Tod befahl er seinem Burschen, den Ofen zu heizen. Er sammelte sämtliche Manuskripte, auch den fast vollendeten Teil seiner „Toten Seelen“, und warf sie ins Feuer. Als alles verbrannt war, saß er lange in Gedanken verloren vor dem Ofen. Dann ließ er Tolstoi rufen, zeigte die verglimmenden Papiere und sagte: „Sehen Sie, was ich getan habe. Ich wollte nur einzelnes verbrennen, das ich längst dazu bestimmt hatte, habe aber alles vernichtet. Wie stark doch das Böse ist. Soweit hat es mich gebracht...“

Von nun an schloß sich Gogol von aller Welt ab und verweigerte jede Nahrungsaufnahme. Es blieb ihm nicht erspart, daß besorgte Freunde gegen seinen Willen Ärzte zuzogen, die nach dem damaligen Stand der Wissenschaft mit Aderlassen, Schröpfen und kalten Güssen dem Verhungerten Hilfe zu bringen suchten. Sein Leiden war kurz, aber unaussprechlich schwer, bis die Seele den gemarterten Leib verlassen konnte.

Kaum hatte Gogol die Augen geschlossen, wurde das Lebenswerk dieses ewigen Zweiflers der Weckruf für sein Volk, war er der Vertreter der Menschenrechte, die das geheimnisvolle Schicksal, das wir „Geschichte“ nennen, nie erfüllen konnte.

Kirche und Staat in den USA

EDWARD DUFF

I

Es ist durchaus möglich, daß der nächste Präsident der Vereinigten Staaten ein Katholik sein wird. Das gäbe ihm unter den Männern, die dieses hohe Amt bisher bekleidet haben, eine Ausnahmestellung. Eine solche Aussicht bereitet freilich Millionen von Amerikanern ernsthafte Sorgen. Sie wissen zwar, daß nach der Bundesverfassung „niemals für irgendein Amt oder einen öffentlichen Dienst in den Vereinigten Staaten eine religiöse Eignungsprüfung als Befähigungsnachweis verlangt werden soll“, aber sie meinen doch, daß ein überzeugter Katholik nicht ehrlichen Gewissens einen wesentlichen Grundsatz der amerikanischen Verfassung annehmen könne: keinem religiösen Bekenntnis darf ein offizieller Status oder gar eine bevorzugte Stellung eingeräumt werden.

John Cogley, ein bekannter katholischer Journalist, wies kürzlich in Chicago auf einer Konferenz über „die gegenwärtige Lage der Katholiken in Amerika“ darauf hin, daß unter den Nichtkatholiken die Meinung weit ver-